

WAS UNS ANGEHT

Zur Einleitung

«Was uns *angeht*», «*was* uns angeht», «*was uns* angeht» – der Titel des 20. Hefts der *Zeitschrift für Medienwissenschaft* lässt sich auf (mindestens) drei Weisen lesen. Mit dieser Jubiläumsausgabe beziehen wir Positionen zu Wissenschaft und Wissenschaftspolitik, diskutieren Fragen der Verantwortung und der Sorge, reflektieren das eigene Tun als Forscher_innen, als Schreiber_innen, Gestalter_innen – eben als Redakteur_innen einer medienwissenschaftlichen Zeitschrift, die nicht nur Redakteur_innen einer medienwissenschaftlichen Zeitschrift sind. Die ZfM ist das, was uns verbindet, das, was uns gemeinsam *angeht*, immer wieder, Jahr für Jahr. Uns hat sich in der Routine, mit der die Produktion jedes Heftes einhergeht, die Frage gestellt, worum es uns dabei geht. Eine Frage, die wir nicht so einfach beantworten wollten und konnten: Denn es geht nicht um einen bestimmten Inhalt, nicht um eine spezifische Bedeutung von Medienwissenschaft und erst recht nicht um eine Botschaft, sondern natürlich um eine mediale Konstellation, ein Gefüge: «*Was uns angeht*». Mit diesem Schwerpunkt versuchen wir eine Öffnung der ZfM auf diesen sie selbst und das Fach konstituierenden Prozess – kurz: Wir versuchen, die Zeitschrift selbst zu einem Ort zu machen, an dem sich dieses «*was uns angeht*» auf mehrfache Weise artikulieren kann.

I.

«Was uns *angeht*» – die erste Lesart betont das Angehen, sie klingt nach Dingen von Belang. Mit der Wendung *matters of concern* hat sich Bruno Latour von seiner Beschäftigung mit *matters of facts* abgewandt. Nachdem er seine jahrzehntelange Kritik an Positivismus und Faktenherrschaft von Leuten aufgegriffen sah, die ganz andere politische Ziele verfolgen – lässt sich mit dem

Hinweis auf die Konstruiertheit wissenschaftlicher Fakten die Erderhitzung bagatellisieren? –, sah er die Notwendigkeit, den Fakten die Belange, die Sorge und die Verantwortung zur Seite zu stellen.¹ Dass Latour in *Elend der Kritik* auf Donna J. Haraways Wissenschaftsverständnis zurückgreift, muss zwischen den Zeilen gelesen werden. Aber der Bezug ist aufschlussreich, denn Haraway erweist sich hier einmal mehr als die kühnere Kritikerin. Für sie ist die Unterscheidung von Fakten und Belangen selbst nicht von Belang: So geht es ihr gerade nicht um die Verwerfung von Objektivität – das wäre eine relativistische Position –, sondern um eine im Begriff «*situated knowledges*» angeschriebene Pluralisierung und Vervielfältigung von Objektivität, die immer *concerned* ist – selbst dann, wenn ihre Verfechter_innen es gar nicht wissen und ihre eigene Dominanz für Neutralität halten. Denn soziale Kontexte, Sprechpositionen und Forschungsagenden sind stets Teil von Wissensordnungen.² Daran, dass Haraways programmatischer Aufschlag nun 30 Jahre her ist, erinnern NAOMIE GRAMLICH und ANNIKA HAAS in ihrem Beitrag und fragen sich, wann es denn nun endlich losgeht mit der Situiertheit und der Vermehrung der Positionen bzw. Perspektiven. Die beiden Medienwissenschaftlerinnen, die alle paar Monate die Redaktionsassistentz der ZfM übernehmen, schreiben hier über das eigene Schreiben, das, wie wir zwar alle wissen, aber selten thematisieren, die vorwiegende Arbeit der (Geistes-)Wissenschaften ist. Mit Haraway und Hélène Cixous schlagen beide einen Problemkatalog vor, der von feministischen Genealogien und dem Lachen handelt – und der weiterzuschreiben ist.

Schreiben ist eine Praxis wie andere auch, eingebunden in Gefüge, verknüpft mit anderen, dialogisch, (un-)bestimmt – eben situiert. Und dennoch produziert die veröffentlichte Schrift den Anschein einer Finalität, eines Zustands, eines Texts, der gelesen werden, auf den zurückgekommen werden kann. Eine Idee dieses Schwerpunkts ist es, diese Kollektivität des Schreibens zu mobilisieren und sichtbar zu machen, in die wir beim Redigieren der Texte und der Gestaltung des Hefts immer wieder eintauchen. So probiert STEPHAN TRINKAUS in seinem Beitrag, der Teil eines empirischen Projekts ist, Schreibweisen aus, die den Prozess des Forschens offenhalten sollen für andere Verbindungen, die andere Kollektive möglich machen als die der Herstellung wissenschaftlicher Autorität. Schreiben ist eine wissenschaftliche Praxis, eine Empirie – und vielleicht auch eine Methode.

Als hochschulpolitische Instrumente oder als Forderung von Drittmittelgebern wirkt die Forderung nach Methoden disziplinierend, während sich die Medienwissenschaft im Hinblick auf digitale Kulturen gleichzeitig mit Gegenständen konfrontiert sieht, durch die Medien selbst zu Methoden ihrer Erforschung werden. Der Beitrag von CHRISTOPH ENGEMANN, TILL HEILMANN und FLORIAN SPRENGER eröffnet in dieser Hinsicht eine Debatte über den methodischen wie wissenschaftspolitischen Ort der Medienwissenschaft.

¹ Vgl. Bruno Latour: *Elend der Kritik. Vom Krieg um Fakten zu Dingen von Belang*, Zürich 2007.

² Vgl. Donna J. Haraway: *Situated Knowledges. The Science Question in Feminism and the Privilege of Partial Perspective*, in: *Feminist Studies*, Vol. 14, Nr. 3, 1988, 575–599.

«Was uns *angeht*» lässt sich aber auch als Angegangenwerden verstehen. Das geht uns an, macht Vorwürfe oder Vorhaltungen, das bedrängt uns, kommt uns zu nah, grabscht. ULRIKE BERGERMANN und NANNA HEIDENREICH spielen in ihrem Beitrag das Verhältnis von Wissenslust, sexueller Gewalt und universitärer Lehre durch, das dringend angegangen werden muss – hochschulpolitisch, theoriepolitisch und ganz persönlich. Denn Universitäten sind Orte von Macht- und Abhängigkeitsverhältnissen, deren Sexualisierung eine lange Geschichte hat und unter Gendervorzeichen steht, die sich verändern. Auch Bergermann und Heidenreich plädieren für Verantwortung und Sorge, die wir zu übernehmen haben für die Strukturen, in denen wir arbeiten. Was zählt – *matters* im Sinne Judith Butlers –, sind schließlich die Körper, mit den in ihnen sich materialisierenden Bedeutungen und Konventionen, die uns allererst zu Subjekten machen, unterworfenen und ermächtigten zugleich.

II.

«Was uns *angeht*» – mit «uns» meinen wir im engeren Sinn die Redaktion. Jedes Wir, mit dem gesprochen und geschrieben wird, operiert mit impliziten Ein- und Ausschlüssen, schafft sich einen unsichtbaren Chor der Unterstützenden. Das ist bei uns nicht anders, nur dass wir es hier und jetzt explizit machen. Im nunmehr 20. Heft verfassen die Personen, die alle sechs Monate eine Ausgabe der ZfM herausbringen, selbst Beiträge, allein, in Ko-Autorschaft oder in Gesprächen mit Wissenschaftler_innen, Expert_innen und Aktivist_innen. PETRA LÖFFLER und KATHRIN PETERS sprechen mit der Grafikerin der ZfM, LENA APPENZELLER, die seit sechs Jahren die Hefte layoutet, Texte setzt, mit Lektorat, Verlag und Druckerei kommuniziert, bis aus Word-Dokumenten ein Heft entstanden ist. Mit dabei sind JANINE SACK, Künstlerin, Grafikerin, außerdem E-Book-Verlegerin und durchaus auch Aktivistin, nämlich für unabhängige Verlage, und PAOLO CAFFONI vom – außerakademischen – Veranstaltungsort und Verlag Archive Books. Im Gespräch geht es um Produktionsabläufe, Print- und Onlinepublikationen und die Besonderheiten der Gestaltung wissenschaftlicher Zeitschriften. Eine Erkundung des eigenen Schreibtischs, Arbeitsplatzes und politischen Einsatzes, mit dem sich kleine Verlage und Kollektive mit gestalterischen Konzepten und künstlerischen Kollaborationen mehr als bloß eine Nische geschaffen haben.

THOMAS WAITZ schreibt vom Einstieg in das Akademische als einem gleichermaßen sozialen wie politischen Raum, in den niemand mit Ausgabe des Studierendenausweises eingemeindet ist, sondern der über lange Zeit oder, besser gesagt, strukturell mit Ausschlüssen arbeitet, sodass auch die, die drinnen sind, sich ständig vom Ausgeschlossen-Werden bedroht fühlen – zeitvertragsbedingt oder weil auffliegt, das man nichts weiß, was auch

für fortgeschrittene Karrieren konstitutiv sein kann. *Uni-Angst und Uni-Bluff* heißt das Buch, das Waitz 1993 beschäftigte, das er heute noch einmal liest und dessen wechselhafte Editions-geschichte Ausdruck einer sich verändernden Hochschullandschaft ist.

III.

«Was uns angeht» – mit der Betonung auf dem Was geht es um das, wofür Sorge getragen und Verantwortung übernommen wird. In Archiven, Sammlungen, Bibliotheken und Museen versammelte Dinge gelten besonders in der westlichen Welt als kulturell wertvolle Güter, um die sich diese Institutionen und ihre Mitarbeiter_innen ebenso wie Vertreter_innen von Wissenschaft und Kulturpolitik sorgen. Gleichfalls geht uns ihre Herkunft und oft koloniale Vergangenheit an – eine Vergangenheit, die viel zu lang kategorisch übersehen und gezeugnet wurde. Mit den vielfach vorgetragenen Forderungen nach der Restitution kolonial angeeigneter Kulturgüter wird nicht nur die Möglichkeit eröffnet, anders über Besitzansprüche und eine Neuordnung von Archiven, Sammlungen und Museen nachzudenken, sondern auch Kultur- und Wissenschaftspolitik auf ein ethisches Fundament zu stellen, das die Interessen und Werte einer jeden Kultur gleichberechtigt be- und verhandelt. BRIGITTA KUSTER, BRITTA LANGE und PETRA LÖFFLER sprechen über Perspektiven einer neuen Archivpolitik, über die Digitalisierung von Sammlungen und die Herausforderungen, die daraus für die Formation von Wissen erwachsen, und – nicht zuletzt – über Fragen der Verantwortung und der Pluralisierung von Erzählungen und Wissensformen im Sinne Donna J. Haraways und Isabelle Stengers’.

Das Was des Erbes und der Gegenwart kolonialer, rassistischer und segregistischer Gewaltgeschichte und Ausbeutungspraktiken ist auch Hintergrund und Horizont des Gesprächs, das DANIEL ESCHKÖTTER mit der Anthropologin und Kulturtheoretikerin ROSALIND MORRIS über ihre Forschung im Umfeld zuerst industrieller, später dann stillgelegter und von illegalisierten Migrant_innen wieder geöffneter und illegal <bewirtschafteter> Goldminen in Südafrika geführt hat. An der Ökologie der spätindustriellen Minenmilieus entzündeten sich Fragen, die von dieser nur scheinbaren geografischen und ökonomischen Peripherie ins Zentrum gegenwärtiger Diskussionen über extraktivistische und postextraktivistische Ökonomien und (Medien-)Ökologien führen. Die Goldmine in Südafrika war und ist ein emblematischer Schauplatz für ein gefährdetes Leben, für Existenzen – aber mit ihnen natürlich auch Fragen und Forschen – auf <unsicherem Grund>. Gold, Mine, Bergbau: Sie sind auch immer verführerische Chiffren für tektonische Verschiebungen, deren Effekte nicht nur in musealisierbaren postindustriellen Ruinenspektakeln zur Aufführung kommen, sondern die auch schwerer greifbare, dynamischere mediale, politische, soziale, ökonomische Szenen produzieren,

die Morris bei den marginalisierten informellen Berg- und Wanderarbeiter_innen der Zama Zama auf- und in ihren Arbeiten in Bild, Text und Ton zu setzen versucht.

Den Schwierigkeiten, an der Grenze des *Was*, wenn nicht medienwissenschaftlicher, so doch vielleicht der eigenen Zuständigkeit zu operieren, sind schließlich die Notizen gewidmet, die sich BRIGITTE WEINGART beim Nachdenken darüber gemacht hat, inwiefern sie die Arbeiten des afroamerikanischen Medienkünstlers Arthur Jafa eigentlich etwas angehen – ist doch die Faszination, in ihrer unhintergehbaren Eingebundenheit in koloniale Blickregime, hier eher Teil des Problems als eine mögliche Legitimationsgrundlage. Wie für diesen Beitrag gilt auch für alle anderen in diesem Heft, dass sie einen Austausch anregen, Debatten anzetteln möchten: Reaktionen – von Leser_innenbriefen über Respondenzen bis zu Vorschlägen für künftige Schwerpunkte der Zeitschrift – sind sehr willkommen.

**ULRIKE BERGERMANN, DANIEL ESCHKÖTTER, MAJA FIGGE,
PETRA LÖFFLER, KATHRIN PETERS, FLORIAN SPRENGER,
STEPHAN TRINKAUS, THOMAS WAITZ, BRIGITTE WEINGART**